



**Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt**

**Predigtreihe zu den Passions- und Ostertexten  
des Evangelisten Johannes**

**Im Gemeindehaus Stephanus, Frühjahr 2013**

**Kirchgemeinde Basel West**



EVANGELISCH  
REFORMIERTE  
KIRCHE  
BASEL-STADT

## **Johannes 11,45-54**

*Viele nun von den Juden, die zu Maria gekommen waren und gesehen hatten, was er getan hatte, kamen zum Glauben an ihn.*

*Aber einige von ihnen gingen zu den Pharisäern und hinterbrachten ihnen, was Jesus getan hatte.*

*Da versammelten die Hohen Priester und die Pharisäer den Hohen Rat und sagten: Was sollen wir unternehmen? Dieser Mensch tut viele Zeichen.*

*Lassen wir ihn gewähren, so werden alle an ihn glauben, und die Römer werden kommen und uns Land und Leute wegnehmen.*

*Einer von ihnen aber, Kajafas, der in jenem Jahr Hoher Priester war, sagte zu ihnen: Ihr versteht nichts.*

*Auch bedenkt ihr nicht, dass es für euch von Vorteil wäre, wenn ein einzelner Mensch für das Volk stirbt und nicht das ganze Volk zugrunde geht.*

*Das aber sagte er nicht aus sich selbst, sondern als Hoher Priester jenes Jahres weissagte er, dass Jesus für das Volk sterben sollte, und nicht nur für das Volk, sondern auch, um die zerstreuten Kinder Gottes zusammenzuführen.*

*Von jenem Tag an hielten sie es für beschlossen, dass sie ihn töten wollten.*

*Nun zeigte sich Jesus nicht mehr unter den Juden, sondern zog sich von dort in die Gegend nahe der Wüste zurück, in eine Stadt, die Efraim heisst. Und dort blieb er mit seinen Jüngern.*

Liebe Gemeinde

Wir haben es heute mit dem Anfang der Passionsgeschichte zu tun, mit dem Anfang eines Weges, der dahin führt, wohin wir nicht wollen. Alles, was Menschen nicht wollen, kommt darin vor: Bspitzelung, Denunziantentum, politisches Kalkül, Todesurteil und Einsamkeit.

Es ist die Geschichte Jesu, die hier eine Wendung nimmt. Seltsamerweise geschieht sie unmittelbar, nachdem Jesus den Lazarus, einen Toten, auferweckt hat. Ausgerechnet den, der Leben gebracht hat, wollen und werden sie töten. Das Leben ist lebensgefährlich, sagt man, und hier scheint es wahr zu werden. Besser fährt man offenbar, wenn man sich raushält aus dem Unglück anderer, besser fährt man, wenn man sich nicht einlässt auf das kraftvolle Leben. Es könnte einem zum Verhängnis werden. Wo führt das nur hin, wenn die Menschen tun, was sie für richtig halten? Wo führt das nur hin, wenn sie anderen den Weg ins Leben zeigen und sie zur Auferstehung ermutigen?

me cha doch nüd so tue (heisst es in einem ironischen Gedicht von Hansruedi Meier)

me cha doch nüd so tue  
wie me tät  
wänns niemer gsäch

me cha doch nüd so tue  
wämer öpper wott si  
me cha doch nüd so si  
wie men isch

Die 70 Mitglieder des Synhedrions, der höchsten politischen Behörde der Juden im römisch besetzten Israel, waren verunsichert und irritiert. Sie sahen, dass Jesus etwas bewegte im Volk, und sie waren besorgt, weil sie nicht wussten, wohin das führen würde.

Die Menschen im Land hatten eine Botschaft gehört, die ihnen die Kraft gab, mehr sich selber zu sein, weniger folgsam, dafür engagierter, weniger pflichtbewusst, dafür liebender, weniger angepasst, dafür lebendiger. Das war ein Problem für die, die die Macht hatten und für Ruhe und Ordnung sorgen mussten. Wenn die Menschen aufstehen und für das, was ihnen wichtig ist, eintreten, dann kommen die Regierenden in Bedrängnis – wir kennen das ja nur allzu gut auch aus unserer Zeit – und nicht selten reagieren die Mächtigen so, wie Menschen fast immer reagieren, wenn sie sich bedroht fühlen, nämlich hart, unerbittlich, und mit Gewalt.

Allerdings (man muss es ihnen zugestehen) waren die Mitglieder des Synhedrion ja keine brutalen Menschen, sondern vernünftige Leute, die die Situation analysierten, und überlegten, was zu tun sei. Und zu diesen vernünftigen Leuten sprach der Hohepriester Kaiaphas, der zu bedenken gab, dass es besser sei, einen einzelnen Menschen zu töten, als dass das ganze Volk leiden müsse. Das tönt ja ganz vernünftig und einleuchtend. Aber es ist furchtbar. Wann immer ein Mensch geopfert wird, wofür auch immer, ist es eine Katastrophe, eine Tragödie, etwas, was letztlich allen schadet.

Aber das steht hier nicht in der Bibel, sondern da steht etwas ganz anderes, Irritierendes: Kajaphas habe das Furchtbare nicht aus sich selbst gesagt, sondern als Prophet, der den Plan Gottes kannte.

An dieser Stelle muss ich tief Luft holen. Kann es denn sein, dass Gott einen Menschen, und dazu erst noch seinen Sohn, opfert, um ein Volk vor politischen Schwierigkeiten zu bewahren? Oder anders gesagt: Kann es denn sein, dass Gott einen Menschen, und dazu erst noch seinen Sohn, ans Kreuz liefert, um, wie uns so oft schon gesagt worden ist, die Schuld der Menschen zu sühnen? Ich muss gestehen, dass mir dieser Gedanke Mühe macht. Warum braucht Gott Sühne? Warum soll ein Mord Erlösung bringen???

Nun haben wir uns ja natürlich dem zu stellen, was die Bibel sagt, und so nehme ich erst mal einfach zur Kenntnis, dass der Tod Jesu offenbar zum Heilsplan Gottes gehörte.

In mir prallen zwei verschiedene Reaktionen aufeinander: Die eine sagt: Niemals darf es eine Rechtfertigung für das Töten eines Menschen geben! (und es steht ja schliesslich auch in der Bibel: „Du sollst nicht töten“). Wir müssen doch aufstehen gegen diese Form der Problemlösung, wir müssen uns wehren gegen eine Logik, die über Leichen geht. Das kann nicht der Wille Gottes sein.

Die andere Seite in mir erinnert sich daran, dass ich gestern an der Beerdigung einer dreiundsechzigjährigen Frau war, die von einem betrunkenen Autofahrer auf dem Fussgängerstreifen so schwer angefahren worden ist, dass sie an ihren Verletzungen gestorben ist. Wie sollen ihre Kinder, die schon den Vater und eine Schwester verloren haben, mit diesem scheinbar so sinnlosen Tod weiterleben, wenn sie nicht irgendwann

daran glauben können, dass auch in diesem schrecklichen Geschehen so etwas wie ein Sinn ist? Wie sollen sie das alles aushalten können, wenn sie nicht unter allem Unglück so etwas wie einen sie durch alles hindurchtragenden heiligen Boden spüren? Und habe ich nicht selbst erfahren, dass die Dinge in meinem Leben, von denen ich dachte, sie würden mich umbringen, sich als die fruchtbarsten erwiesen haben?

Ich lasse es einfach mal stehen, dass der Tod Jesu offenbar auch ganz wichtig und gut war für die Welt, für uns, für alle. –

Zwei Gedichtzeilen von Erika Burkart fallen mir ein. Die Aargauer Lyrikerin sagt, die Menschen würden dahin geleitet, wo sie hinwollen (ich zitiere:) „Im Nächsten zu sich, aus sich heraus zu allen“. Kann es sein, dass Kaiaphas in der Begegnung mit Jesus auf eine ganz überraschende Art, zu sich selbst gefunden hat und durchlässig geworden ist für den unerforschlichen Ratschluss Gottes? Kann es sein, dass Kaiaphas mit seinem Votum für das Todesurteil letztendlich den Weg aus sich heraus zu allen gefunden hat, indem er sich ganz in den Dienst des göttlichen Geschehens gestellt hat, ohne Rücksicht darauf, dass er der Nachwelt für immer als Christusmörder gelten würde?

Und kann es sein, dass Jesus in der Begegnung mit dem Synhedrion, das seinen Tod beschlossen hat, sich selber noch einmal besser kennengelernt und seine Gottessohnschaft vertieft hat, indem er sich der dunklen und unverständlichen Seite Gottes ausgeliefert und schlussendlich auch anvertraut hat?

Und ist er nicht dadurch, dass er gelitten hat, gestorben und auferstanden ist, uns allen so sehr nahe gekommen, weil wir das ja auch kennen und es immer und immer wieder erleben, das Leiden, das Sterben und auch die Auferstehung ins Leben?

Ich finde es unwahrscheinlich berührend, dass es in dieser Geschichte überhaupt nicht darum geht, irgendjemanden zu verteufeln, irgendjemanden zum Bösewicht zu machen und auch niemanden zum Opfer.

Jesus hat sich, nachdem sein Tod beschlossen war, erst mal zurückgezogen. So etwas muss verdaut werden. Mit Schwerem wird man am besten fertig, wenn man sich zurückzieht, wenn man die Dinge auf sich wirken lässt und fühlt, bevor man handelt. Jesus hat das getan, und seine Jünger gingen mit ihm. Um mit Schwerem fertig zu werden, brauchen wir Wärme, brauchen ein paar Mitmenschen, die da sind, die mit aushalten, die uns sozusagen den Raum halten, damit wir spüren können, was das Schwere mit uns macht. Dann kann sich der Weg klären. Den Weg der Auferstehung finden wir dann, wenn wir ganz hineingehen in unsere Innerstes, dorthin, wo wir alle einen unversehrten göttlichen Kern in uns haben. Wenn wir mit diesem unversehrten göttlichen Kern in uns im Kontakt sind, können wir auch wieder aus uns heraus und zu den andern finden. Christus ist auf diesem Weg nach innen und dann wieder nach aussen vom Opfer zum Erlöser geworden. In ihm ist etwas Grosses passiert. Er hat sich so sehr gefunden, dass er nicht mehr um seine Existenz und um sein Überleben hat kämpfen müssen. Er hat ein Ja zu seinem Tod gefunden. Er hat sich im Tod noch mit seinen Mitmenschen verbunden und solidarisch erwiesen. Darum ist er kein Opfer

und Gott auch nicht sein Mörder. Was da geschehen ist, ist die aus einem freien Herzen geborene Hingabe.

Seltsam: Hat nicht Jesus selbst einmal gesagt: „Wer sein Leben retten will, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es retten“? Vielleicht ist es wirklich so, dass wir echtes, unverbrüchliches Leben nur dort finden können, wo wir nicht mehr um uns selber kämpfen müssen. Vielleicht ist das Auferstehung: Wenn ein Mensch alles, was er hat, loslassen und hingeben kann, selbst sein Leben?“ „Darum liebt mich der Vater“, hat Jesus zu seinen Jüngern gesagt, „weil ich mein Leben einsetze, um es wieder zu empfangen“ (Joh. 10,17) Ihm hat niemand sein Leben genommen. Er hat es gegeben.

Ich will das nicht überhöhen. Das Leben ist ein kostbares Gut und wir können es nicht genug ehren und achten und schützen. Es ist das Grossartigste, das Wunderbarste, was wir haben. Aber es kommt für uns alle irgendwann der Moment, wo es nicht mehr das Allerwichtigste ist, dass wir als Individuen weiterexistieren. Es kommt der Moment, wo es das Wichtigste wird, dass wir uns selber lassen und eingehen in eine geheimnisvolle, unendlich tragende Lebendigkeit, die alle Lebewesen aller Zeiten miteinander und mit Gott verbindet. Es kommt der Moment, wo wir alles, was uns geschieht, annehmen können aus der Hand eines gütigen Gottes, wo wir alles, was uns geschieht, geschehen lassen können im Vertrauen, dass es gut ist, wie es ist.

Warum das so ist, wissen wir nicht, aber wir ahnen, dass es etwas Grosses ist, wenn wir uns Gott ganz überlassen, und einander selbst im Weggehen, selbst im Sterben, noch zum Leben dienen können und dürfen. „Es ist zu eurem Wohl, dass ich weggehe“, hat Jesus seinen Jüngern zum Abschied gesagt. Wir brauchen ihn nicht mehr als Menschen unter uns, wir leben mit und aus und in seinem Geist. Das macht uns zu gotterfüllten, echten Mitmenschen. Amen.

24. Februar 2013, Vreni Mühlemann

### **Johannes 11,55 – 12,11**

*Das Passa der Juden aber war nahe. Viele zogen schon vor dem Passa aus dem Land hinauf nach Jerusalem, um sich zu heiligen. Da suchte man nach Jesus, und die im Tempel beisammenstanden, sagten zueinander: Was meint ihr? Ob er wohl nicht zum Fest kommt? Die Hohen Priester und die Pharisäer aber hatten angeordnet, wenn jemand wisse, wo er sei, solle er Anzeige erstatten, damit sie ihn festnehmen könnten. Jesus nun kam sechs Tage vor dem Passa nach Betanien, wo Lazarus war, den er, Jesus, von den Toten auferweckt hatte. Dort bereitete man ihm ein Mahl, und Marta trug auf; Lazarus aber war einer von denen, die mit ihm bei Tisch sassen. Da nahm Maria ein Pfund echten, kostbaren Nardenöls, salbte Jesus die Füsse und trocknete seine Füsse mit ihrem Haar. Das Haus wurde erfüllt vom Duft des Öls. Judas Iskariot aber - einer seiner Jünger -, der ihn ausliefern sollte, sagt: Warum hat man dieses Öl nicht für dreihundert Denar verkauft und den Ertrag Armen zugute kommen lassen? Das sagte er aber nicht, weil ihm die Armen am Herzen lagen, sondern weil er ein*

*Dieb war und als Kassenverwalter Einnahmen auf die Seite schaffte. Nun sprach Jesus: Lass sie, sie soll es bewahrt haben für den Tag meines Begräbnisses. Arme habt ihr ja allezeit bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit. Viele Juden nun hatten erfahren, dass er dort war, und sie kamen, nicht nur um Jesu willen, sondern auch um Lazarus zu sehen, den er von den Toten auferweckt hatte. Die Hohen Priester aber beschlossen, auch Lazarus zu töten, denn seinetwegen gingen viele Juden hin und glaubten an Jesus.*

Liebe Brüder und Schwestern

Wäre der Evangelist Johannes ein Zeitgenosse, er wäre wohl nicht nur ein begabter Schreiber, sondern auch ein hervorragender Filmregisseur. – Der Textabschnitt, den wir soeben gehört haben, hat das Zeug zu einer filmischen Geschichte. Er beginnt mit einer weiten Kameraeinstellung, einer Totale – wir ziehen mit vielen Gläubigen hinauf nach Jerusalem und werden hineingenommen in die gespannte Stimmung vor dem diesjährigen Passafest. Und gespannt sind die Menschen, ob dieser Jesus, dieser unglaubliche Prediger und Heiler, der vor einiger Zeit einen Mann namens Lazarus vom Tod zum Leben erweckt hat, ob nun dieser Jesus es wagt, am Passafest nach Jerusalem zu kommen. Das wäre ja eine Sensation! Und das wäre gleichzeitig sehr gefährlich für ihn, denn die Hohen Priester und Pharisäer wollen seiner unbedingt habhaft werden – wir haben es letzten Sonntag gehört. Es wird angeregt diskutiert und spekuliert. Jerusalem gleicht, noch mehr als sonst am Passafest, einem grossen Bienenhaus.

Jetzt aber wechselt unvermittelt die Kameraeinstellung. Wir haben keine riesige und laute Menschenmenge mehr vor uns, sondern befinden uns nun im Zimmer eines Hauses in einem Vorort von Jerusalem, in Betanien. Der Tisch ist gedeckt, es wird miteinander gegessen. Fast schon still und intim ist es nun, wenn wir sehen, wie Jesus und seine Jünger gemeinsam am Tisch sitzen. Lazarus, der Auferweckte, ist auch dabei, seine Schwestern Marta und Maria ebenfalls. Marta trägt auf. Und jetzt bewegt sich die Kamera gerade noch einmal. Sie verkleinert den Ausschnitt und zoomt auf eine Szene, die sich zwischen Jesus und Maria, der Schwester des Lazarus, abspielt. Jetzt wird alles noch stiller und intimer; wir werden Zeugen eines unglaublich intensiven Momentes. In einem Kitschfilm würde jetzt romantische Musik laufen. In einem guten Film, stelle ich mir vor, wäre es jetzt ganz still; so still und intensiv, dass man beinahe den Atem anhalten möchte. Wir sehen, wie Maria Jesus die Füsse salbt. Sie geizt nicht und nimmt eine unglaublich grosse Menge von einem der kostbarsten Öle, das man überhaupt kaufen kann: Nardenöl, das über tausende von Kilometern nach Israel importiert worden ist. 300 Denare soll es wert sein und demnach etwa 300 Mal dem Tageslohn eines ungelerten Arbeiters entsprechen. Eine beinahe unvorstellbare Summe. Eigentlich ist dieses Öl ja nur Königen und Priestern vorbehalten. Aber wohl genau deshalb entscheidet sich Maria für dieses Öl. Hätte sie ihre Liebe zu Jesus anders und besser bezeugen können als mit diesem unglaublich kostbaren Öl? Er, der ihren Bruder wieder zum Leben erweckt hat? Wie kann sie ihm, dem Heiland, nur genug danken?

Ganz eingetaucht sind wir in die Intimität dieser Szene, in diese überschwängliche und doch so stille und wortlose Bezeugung der Liebe und der Hingebung. Mich berührt der Moment dieser Salbung sehr. Weil er so sehr das Wortlose und ganz Körperliche einer Beziehung

betont, und weil sich dieses Wortlose und Körperliche nicht einfach zwischen irgend zwei Menschen abspielt, die sich gern haben, sondern zwischen einem Menschen und dem Christus, dem Messias. Christus ist nicht ein entferntes spirituelles Wesen, irgendeine ferne göttliche Kraft oder ein göttliches Prinzip, das sich bloss andenken lässt. Vielmehr lässt dieser Christus das ganz Nahe, Wortlose, Körperliche zu. Er lässt sich berühren. Er lässt sich auch eine rein materielle Bezeugung der Liebe gefallen. Das darf dazugehören – auch dann, wenn das alles sogar ein wenig pathetisch und überschwänglich daherkommt – ein wenig ähnlich wie die Worte und die Melodie des Chorals, den wir eben gesungen haben, ein Choral, der ja auch von dieser etwas überschwänglichen Frömmigkeit durchzogen ist, die uns manchmal recht fremd und fern vorkommt, uns aber irgendwie doch berühren kann (RGB 662, „Ich bete an die Macht der Liebe“). Und uns auch zu verstehen gibt, dass das Überschwängliche, Wortlose, Berührende auch zum Glauben gehören darf und dass man sich nicht zu schämen braucht, wenn einem auch diese Seite des Glaubens wichtig ist. Denn diese Seite muss nicht im vornherein von blosser Sentimentalität allein geprägt sein; sie kann still, wortlos, intensiv sein, ohne gleich ins Kitschige abzudriften.

Und sie spricht von einem tiefen Bedürfnis, das wir in uns tragen und das auch vor dem Glauben nicht Halt macht. Vom Bedürfnis des Sich gegenseitigen Naheseins, des Berührens und des berührt Werdens – unter uns Menschen, aber auch zwischen uns Menschen und Gott. Irgendwie tut es mir gut, dass sich auch diese nahen, intimen Bilder in den biblischen Texten wiederfinden. Es tut gut, gewiss zu sein, dass Christus meine inneren, oft übertriebenen Zustände und Bedürfnisse aushält, ja mehr: dass er sie ernst nimmt, dass er sich sogar davon berühren lässt – dann, wenn ich überschwänglich danke, und dann, wenn ich laut klage. Das ist ein wahrhaftiger Teil meines Lebens, und das darf Platz haben zwischen Gott und mir, und es ist gut, wenn ich mir das hin und wieder sagen lasse.

Auf eine feine und doch kraftvolle Art ist diese Szene der Salbung das Zentrum unserer heutigen Geschichte. Hier ist die Kamera am nächsten am Geschehen. Hier, in diesem wortlosen Geschehen ereignet sich das Wesentliche. So nahe, wie Maria diesem Jesus ist, so nahe ist auch der Evangelist an diesem Geschehen dran – viel näher als vorher bei der wild diskutierenden Menge. Ja, auch er, der Schreiber, lässt sich hineinnehmen, berühren von dem, was sich zwischen dieser Frau und dem Heiland abspielt.

Doch lange dauert diese intensive Intimität nicht. Schon scheint sich die Kamera wieder zurückzubewegen, und die Einstellung wird wieder weiter: Das ganze Haus ist erfüllt vom Duft des Öls, von der Intimität dieser Salbung, und schon sehen und hören wir einen der Jünger, Judas, wie er sich ärgert über die unsägliche Verschwendung. Besser wäre es doch gewesen, man hätte das Geld, das für dieses teure Öl ausgegeben worden ist, den Armen zugutekommen lassen! Das Feine und Wortlose wird schnell wieder durch das Laute und Wortreiche verdrängt. Jesus lässt den Einwand nicht unbeantwortet, und er fordert Judas auf, Maria gewähren zu lassen. Denn dieses Öl sei zugleich das Öl seines Begräbnisses.

Und, ja, "Arme habt ihr immer bei euch, mich aber habt ihr nicht allezeit." Als wenn es gälte, diese Momente der Nähe und der Intimität zwischen Gott und dem Menschen nicht einfach vorüberziehen zu lassen. Als wenn es gälte, diese Momente bewusst zu ergreifen und sie in

ihrer Intensität und Wortlosigkeit ganz zu leben und in sich aufzunehmen. Als wenn es gälte, das Wortlose nicht gerade wieder durch das Wortreiche zu verdrängen. Maria hat das begriffen. Judas anscheinend nicht.

Und wieder bewegt sich die Kamera, jetzt noch einmal weiter weg. Wir befinden uns erneut bei der Menge der Gläubigen, die nach Jerusalem gekommen ist. Einige haben erfahren, wo Jesus sich aufhält. Sie machen sich auf nach Betanien. Sie wollen Jesus unbedingt sehen und auch Lazarus, der von den Toten auferweckt worden ist. So etwas kann man sich doch nicht entgehen lassen! Und am Schluss unserer Erzählung steht der Entschluss der Hohen Priester, jetzt auch noch Lazarus töten zu lassen. Das Geschehen, das auf die Passion Jesu hinführt, nimmt weiter seinen Lauf.

Noch einmal möchte ich bei dieser kunstvollen Regie des Evangelisten bleiben. Es ist eine zweifache Kamerabewegung. Ein Hinzoomen vom lauten Durcheinander zur intimen Begegnung in der Mitte des Erzählabschnittes. Und ein Wegzoomen wiederum von dieser intimen Begegnung zum lauten Durcheinander. Diese zweifache Bewegung fasziniert mich. Und irgendwie scheint mir das schon sehr symbolisch dafür zu sein, wie wir Menschen den Glauben immer wieder erleben. Wir kennen das Laute und Verworrene, das Sensationshungrige und Unruhige; das interessierte Fragen nach dem Heiler und das neugierige Abwarten mit der Frage: "Was macht er wohl jetzt? Kommt er oder kommt er nicht? Wagt er es, in unserer gefährlichen Welt aufzutreten?" Und wir kennen auch das Distanzierte, Fragende und Zweifelnde gegenüber Menschen, die von einer innigen Gottesbeziehung sprechen: "Was soll das Ganze? Was bringt Religion? Und was bringt Gottesbeziehung? Damit ist ja keinem geholfen!" – Wir kennen sie, die distanzierte Aussenschau einer aufgebrauchten Menge und auch die kritische Innenschau innerhalb unserer Gemeinschaft.

Und gleichzeitig kennen wir sie auch, diese plötzliche Nähe, die uns von Zeit zu Zeit gegeben ist, diese wortlose Intimität mit Gott, dieses Bezeugen von Liebe und Hingabe an ihn. Auch das kennen wir, wenn wir zutiefst erfüllt werden von Seiner Gegenwart. Momente, in denen alles still wird, wo die Welt die Luft anzuhalten scheint.

Dass nun genau dieses Intime, dieses Nahegehen in der Mitte unserer Geschichte steht, ist kein Zufall. Das will Johannes ganz bewusst. Denn er weiss, dass wohl genau diese Intimität der Gottesbeziehung das Verletzlichste ist, was unsere Gemeinschaft in sich trägt. Zu dieser Gottesbeziehung sollen wir Sorge tragen und sie aneinander respektieren. Gerade auch dann, wenn wir hinausgehen ins Laute und Turbulente dieser weiten Welt, in die Begegnung mit all denen, die uns zur Seite gestellt sind und die im tiefsten selbst auch auf diese Zeichen der Nähe und der Berührung warten. Von uns und von Gott.

Seien wir also immer wieder neu bereit, uns in diese Bewegung hineinnehmen zu lassen, die uns zur Begegnung mit Gott führt. Und wo wir sie finden, müssen wir mit Lob und Dank nicht sparen und können als Befreite wieder hinausgehen in diese oft so beziehungsarme Welt. Amen.

*3. März 2013, Jürg Scheibler*

## Johannes 12, 20-36

Wir gehen heute weiter in unserer Predigt-Reihe, gehen einen weiteren Schritt auf dem Weg mit den Passionsgeschichten des Johannes-Evangeliums. In Jerusalem ist etwas los in jenen Tagen. Das jüdische Passafest steht kurz bevor. Viele Menschen ziehen hinauf in die Stadt, um Gott dort am Tempel ein Opfer zu bringen; sie sind bereit fürs grosse Fest.

Das ist das Eine – dieses bunte Treiben, die Geschäftigkeit, die Vorfreude und Feierlaune. Und dann ist da das Andere: Auch Jesus ist mit den Seinen nach Jerusalem gekommen. Und wenn der Evangelist uns nun die Geschichte jener Tage erzählt, dann steht schon alles im Zeichen dessen, auf das dieser Jesus zugeht. Alles steht im Zeichen seines Sterbens und seiner Auferstehung.

Es sind ungeheuer dichte und intensive Momente, von denen Johannes erzählt. Und entsprechend viel und da und dort auch undurchdringlich Geheimnisvolles packt der Evangelist in diese letzten Gespräche hinein, die Jesus jetzt noch führt. Von einer solchen Begegnung, von einem solch intensiven und da und dort durchaus undurchdringlich geheimnisvollen Gespräch berichtet der Predigttext, auf den wir nun hören.

*Es waren aber einige Griechen unter denen, die hinaufzogen, um am Fest teilzunehmen. Die traten nun an Philippus heran, der aus Betsaida in Galiläa war, und baten ihn: Herr, wir möchten Jesus sehen. Philippus geht und sagt es Andreas; Andreas und Philippus gehen und sagen es Jesus. Jesus aber antwortet ihnen: Die Stunde ist gekommen, dass der Menschensohn verherrlicht werde. Amen, amen, ich sage euch: Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht. Wer sein Leben liebt, verliert es; und wer sein Leben in dieser Welt hasst, wird es bewahren ins ewige Leben. Wenn einer mir dienen will, folge er mir, und wo ich bin, da wird auch mein Diener sein. Wenn einer mir dient, wird der Vater ihn ehren. Jetzt ist meine Seele erschüttert. Und was soll ich sagen? Vater, rette mich aus dieser Stunde? Aber darum bin ich in diese Stunde gekommen. Vater, verherrliche deinen Namen. Da kam eine Stimme vom Himmel: Ich habe verherrlicht, und ich werde von neuem verherrlichen.*

*Das Volk nun, das dabeistand und es hörte, sagte, es habe gedonnert. Andere sagten: Ein Engel hat mit ihm geredet. Jesus entgegnete: Nicht um meinetwillen ist diese Stimme ergangen, sondern um euretwillen. Jetzt ergeht das Gericht über diese Welt, jetzt wird der Herrscher dieser Welt hinausgeworfen werden. Und ich, wenn ich von der Erde weggenommen und erhöht bin, werde alle zu mir ziehen. Das aber sagte er, um anzudeuten, welchen Tod er sterben sollte.*

*Das Volk nun antwortete ihm: Wir haben aus dem Gesetz gehört, der Christus bleibe in Ewigkeit. Wie kannst du da sagen, der Menschensohn müsse erhöht werden? Wer ist dieser Menschensohn? Da sagte Jesus zu ihnen: Noch kurze Zeit ist das Licht unter euch. Geht euren Weg, solange ihr das Licht habt, damit die Finsternis nicht über euch hereinbricht! Wer seinen Weg in der Finsternis geht, weiss nicht, wohin er geht. Solange ihr das Licht habt, glaubt an das Licht, damit ihr Söhne und Töchter des Lichts werdet! So redete Jesus, dann ging er fort und verbarg sich vor ihnen.*

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

Jesus verbirgt sich, heisst es am Ende des Predigttextes, den wir vorhin gehört haben. „So redete Jesus, dann ging er fort und verbarg sich.“ Und das ausgerechnet am Ende jenes Abschnitts, an dessen Beginn diese Griechen gestanden hatten, die Jesus sehen wollten. Dazwischen spricht Jesus lange – er antwortet, heisst es. Aber die Antwort ist nicht leicht zu verstehen, Jesus spricht in Bildern über das Leben der Menschen und über sein eigenes Leben und Sterben. Und dann am Ende, nach den vielen und undurchdringlichen Worten, nach der Antwort an die, die ihn sehen wollten, am Ende verbirgt sich Jesus. Das ist der Rahmen dieser Geschichte. Johannes berichtet nichts davon, dass die Griechen noch an ihr Ziel gekommen wären und Jesus tatsächlich gesehen haben. Jetzt verbirgt er sich vor allen.

Die Geschichte, die uns vor einer Woche beschäftigt hat, die Geschichte jener berührenden Intimität und Nähe zwischen Jesus und Maria, der Salbung – diese Geschichte scheint nun weit weg zu sein. Nichts ist mehr zu spüren von Nähe, von liebevoller Vertrautheit, von Innigkeit und Intimität. Die Zeit der physischen Nähe Jesu ist vorüber.

Aber wenn ich sein langes Reden recht verstehe, dann will er hier von einer anderen, einer neuen Art der Nähe erzählen. Von einer Nähe, einer Gottesgegenwart, die nicht nur seinen Freundinnen und Zeitgenossen offen steht, sondern zu der die Menschen auch nach Karfreitag und Ostern, auch heute noch eingeladen sind. Wer sich Jesus nähern will – so höre ich es aus der bildhaften und wortreichen Sprache heraus – wer sich Jesus nähern will, der muss sich verwickeln lassen in seine Geschichte. Es gibt kein Anschauen aus der Distanz. Es gibt kein Verstehen, ohne berührt zu werden, ohne mitzugehen. Ich kann Jesus nicht an mich herankommen lassen, ohne nicht seinen Weg zu meinem Weg zu machen. Ich muss mich in seine Geschichte verwickeln lassen.

Jesu Weg zu meinem Weg machen – wir lernen aus den Evangelien, was das heissen könnte: Zunächst ist es sicher die Zuwendung zu den unterschiedlichsten Menschen. Der Blick auf Augenhöhe. Die angstfreie Nähe. Dann gehört zu diesem Weg, den wir zum Unsern machen dürfen, gewiss auch eine Unbeschwertheit dazu. Rauschende Feste, das Feiern des Lebens. Der dankbare Genuss.

Und schliesslich gehört zum Weg Jesu, der mitgegangen sein will, auch dieses andere dazu. Sein Weg steht unter dem Vorzeichen des Kreuzes. Es ist ein Weg, der dem Scheitern nicht ausweicht, der an der Gottesferne nicht vorbei geht, sondern mitten hinein. Ein Weg, der nicht mit der Fehlerlosigkeit von Menschen rechnet, nicht von Machbarkeiten, von Erfolg und Problemfreiheit lebt. Ja, ein Weg, der dem Scheitern nicht ausweicht, der an Gottes Verborgenheit nicht vorbei, sondern mitten hinein geht.

Ich meine, wir seien hier beim Kern des christlichen Glaubens. Und ich meine, es sei eine unserer dringendsten Aufgaben in der heutigen Welt, gerade diesen Weg mitzugehen. Indem wir eine Kultur der Begrenztheit mitgestalten. Eine Kultur, in der wir uns andern auch in unserer Schwäche zumuten und nicht die Hintertüre und einen schnellen Ausweg suchen, wenn wir in unserer Zerbrechlichkeit eine Zumutung werden. Eine Kultur, in der wir als bedürftige und abhängige Menschen keinen Deut weniger Wert sind als in Autonomie und

Selbstbestimmung. Das ist eine beängstigend grosse Aufgabe. Aber eine, die wir um Gottes und vor allem um der Menschen Willen anpacken müssen.

Es ist eine unserer dringlichsten Aufgaben, eine Kultur mitzuprägen, in der man scheitern darf. Eine Kultur, in der wir uns selber und andern Fehler zugestehen. In der wir um Entschuldigung bitten. Lernen, es besser zu machen. Und in der wir zu entschuldigen fähig werden und einen, auch einen Grossen, der Fehler macht, nicht möglichst schnell von der Bühne der Öffentlichkeit entfernen, um uns dann mit seinem Scheitern nicht mehr auseinandersetzen zu müssen.

Ich meine, es sei eine unserer drängendsten Aufgaben in der heutigen Welt, den Weg mitzugehen, der nicht am Scheitern, nicht an Gottes Verborgenheit vorbei, sondern mitten hinein führt. Indem wir von unseren Allernächsten und von uns selber keine Perfektion erwarten. Sondern lernen, das, was uns schwerfällt, das, worüber wir immer wieder von neuem stolpern, was uns für andere und die andern für uns zwischendurch schier unerträglich macht – das gemeinsam zu ertragen. Ich meine, es sei unsere Aufgabe eine Kultur der Begrenztheit, des Scheiterndürfens, der Menschlichkeit zu leben.

Das ist zugegebenermassen ein schlecht verkäufliches Lebensmodell – mit dem lässt sich keine Werbung machen. Es braucht auch nicht beworben und nicht verhökert zu werden – es will gelebt sein. So verstehe ich die Antwort, die Jesus denen gibt, die ihn sehen wollen. Er erzählt ihnen von seinem Weg, den sie zu ihrem, den wir zu unserem Weg machen sollen. Es ist ein Weg im Zeichen des Kreuzes. Ein Weg, der mit der Verborgenheit Gottes leben muss.

Wenn es dann und wann gelingt, diesen Weg des Kreuzes mitzugehen, der sich vom Scheitern und von Gottes Verborgenheit nicht abwendet – wenn es dann und wann gelingt, diesen Weg mitzugehen, dann nur deshalb, weil ich gerade da Gott als den ganz Nahen erlebe. Als den, der sich im ganz Menschlichen, in Begrenztheit und im Scheitern als hilfreich, als lebendig und zuverlässig erweist. Sein Weg steht unter dem Vorzeichen des Kreuzes. Des Kreuzes, dem Gott in seiner Menschlichkeit nicht fern geblieben ist.

Wir können an diesen Gott nicht herankommen, wenn wir uns nicht in seine Geschichte verwickeln lassen, nicht seinen Weg zu unserem machen.

Manchmal ist seine Verborgenheit schmerzlich, das nicht sehen Können kaum zu ertragen. Und dann wieder trifft und bewegt mich die Zusage, dass das Weizenkorn, das gut versteckt in der Erde schlummert, gerade da die vollste Kraft entfaltet und fruchtbares Leben gebiert. „Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es viel Frucht.“ Gott sei Dank für dieses Weizenkorn. Gott sei Dank dafür, dass er gerade im Sterben lebt, dass er gerade in der Verborgenheit am Werk ist. Amen.

*10. März 2013, Andrea Meng*

## **Johannes 12, 12-19**

*Als am Tag darauf die grosse Volksmenge, die zum Fest gekommen war, hörte, dass Jesus nach Jerusalem komme,<sup>13</sup> nahmen sie die Palmzweige und zogen hinaus, ihn zu empfangen, und riefen:*

*Hosanna, gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn, der König Israels. Jesus aber fand einen jungen Esel und setzte sich darauf, wie geschrieben steht: Fürchte dich nicht, Tochter Zion!*

*Siehe, dein König kommt, sitzend auf dem Füllen einer Eselin. Dies verstanden seine Jünger zunächst nicht, aber nachdem Jesus verherrlicht worden war, da erinnerten sie sich, dass dies über ihn geschrieben stand und dass man ihm solches getan hatte. Das Volk nun, das bei ihm gewesen war, als er Lazarus aus dem Grab gerufen und ihn von den Toten auferweckt hatte, legte davon Zeugnis ab. Eben darum zog ihm das Volk entgegen, weil es gehört hatte, er habe dieses Zeichen getan. Da sagten die Pharisäer zueinander: Ihr seht, dass ihr nichts ausrichtet. Alle Welt läuft ihm bereits nach.*

Liebe Gemeinde, liebe Schwestern und Brüder,

die Stadt ist die Form menschlichen Zusammenlebens, in der die Kultur am sichtbarsten über die Natur triumphiert.

Städte stehen für den Fortschritt. Sie entstehen, weil nicht mehr jede Familie sich selbst versorgt, sondern zunehmend unterschiedliche Aufgaben erledigt sein müssen, die immer spezifischeres Fachwissen erfordern. Menschen rücken enger zusammen, damit sie dennoch alle in möglichst kurzer Zeit an das herankommen, was sie brauchen. Wenn sie das planlos tun, entsteht Chaos. In den Favelas am Rand von São Paulo, in den Slums von Kalkutta oder in den Muceques von Luanda kann man erleben – wenn man es denn überlebt – wie Städte oder Stadtteile aussehen, wo jede und jeder ohne Überblick das baut und einrichtet, was ihm notwendig scheint. Damit auch in Städten Kosmos möglich ist, eine gute, schöne Ordnung, müssen sie geplant werden.

Soll man aus Städten fliehen oder in Städte ziehen? In unserer Stadt Basel lassen sich in den vergangenen fünfzig Jahren beide Bewegungen beobachten. Lange Zeit galt es als Zeichen gesellschaftlichen Erfolgs, wenn man sich in Therwil oder Arlesheim oder halt in Nuglar ein eigenes Haus bauen konnte. Nun kauft, wer richtig viel Erfolg und Geld hat, sich eine Wohnung an der Martins- oder Augustinergasse.

In die Stadt hinein – oder aus der Stadt hinaus? Städte sind beides: Sehnsuchtsorte und Elendsgebiete.

Städte sind Orte der Schönheit, Raum für Kunst, die das Auge beglückt, die Betrachterin betört, das Publikum begeistert. Hier finden sich nahe beieinander und gut erreichbar beste medizinische Versorgung, höchste wissenschaftliche Kompetenz und Bildungsmöglichkeiten und eine grosse Auswahl von denen, die Produkte und Dienstleistungen anbieten. In Städten kannst Du eintauchen in eine befreiende Anonymität und Deine Wahlmöglichkeiten nehmen zu. Du musst nicht mehr einfach die Schmiede des Vaters übernehmen, Du wirst nicht mehr

mit dem Nachbarssohn verheiratet, weil dadurch in Zukunft Felder zu einem grösseren Grundstück zusammengelegt werden können. Die Karriere vom Tellerwäscher zum Millionär ist nur in der Stadt möglich – auf dem Land musst Du nach dem Tellerwaschen gleich auch noch die Schweine hüten.

Aber Städte sind auch Orte der Korruption und der Prostitution, des schreienden Unrechts und der brutalen Gewalt. Die Anonymität kann fürchterliche Einsamkeit bedeuten, nur in einer Stadt, aber sicher nicht auf dem Dorf, wird einer erst nach Wochen tot in seiner Wohnung gefunden. In Städten wird die Ungerechtigkeit der Welt offensichtlich. In einer Strasse wohnt die Familie kosovarischer Migranten in einer stickigen 3-Zimmerwohnung, doch wenn Du neben ihrem Wohnblock den Hang hinauf schaust, wohnen hinter einer Mauer jene, die in den Skiferien in St. Moritz für eine Rösti 350 Franken bezahlt haben – „Man gönnt sich ja sonst nichts.“ Städte können ein Moloch sein, der ständig Menschopfer fordert, damit die Statussymbole hoch in den Himmel ragen und blitzend durch die Strassen gleiten.

Auch Jerusalem war – und ist es wohl erst recht heute – geprägt von dieser spannungsvollen Widersprüchlichkeit. Es ist die Stadt Gottes, der Ort, wo die tiefste Sehnsucht gebündelt wird und auf Erfüllung hoffen darf. Höher als alle Berge werde der Zionsberg einmal stehen, jubelt der Psalm im enthusiastischen Überschwang. Ein über alle Grenzen hinweg sichtbarer Anziehungspunkt: wie ein Magnet zieht Gottes strahlendes Licht die verlorene und verzagte Menschheit an. Der grandiose Tempel ist bloss ein schwacher Abglanz dessen, was sie als „Haus Gottes“ ersehnen.

Gleichzeitig ist Jerusalem die Stadt, in der faule Kompromisse gemacht werden. Das effiziente autoritäre Regime wird mit dem Etikett „römischer Friede“ gerechtfertigt, und die religiösen Führer des jüdischen Volkes haben sich arrangiert. Die Armen hingegen stöhnen unter der doppelten und dreifachen Steuerlast.

In diese Stadt hinein – oder aus dieser Stadt hinaus? Der Evangelist Johannes liebt es, in seiner Darstellung immer wieder auffällige Details unterzubringen. Sie dienen ihm als Widerhaken, damit wir aufhorchen oder beim Lesen stutzen und ja nicht meinen, wir kennten die Geschichte schon, die er erzählt.

Alle vier Evangelisten berichten vom Einzug von Jesus in die Heilige Stadt, doch nur Johannes präzisiert, dass die Menge Jesus nicht in der Stadt erwartet habe. *Sie zogen hinaus*, ihm entgegen, um ihn in die Stadt hinein zu holen.

Das lässt sich zunächst einfach deuten als das Ritual der „Einholung“. Wenn ein ganz hoher Würdenträger einen Ort besuchte, dann war es Zeichen der Wertschätzung und des Respekts, dass die, in der Regel etwas weniger hohen, lokalen Würdenträger ihm entgegengingen. Der hohe Gast sollte prächtig in die Stadt hinein eskortiert werden. War er berühmt, scharte sich um die offizielle Delegation die Menge derer, die den Besucher wirklich bewunderten. Es kamen und kommen aber auch viele Neugierig, die „Gala“ oder „Glückspost“ lesen und einfach gerne einmal einen Star aus der Nähe sehen möchten.

Jetzt, da Jesus in die Stadt geleitet wird, fehlt die offizielle Delegation. Die politischen und religiösen Würdenträger Jerusalems haben deutlich gemacht, dass Jesus sie stört, und sie ihn gerne verschwinden lassen möchten. Doch die Menge ist begeistert. Sie ist elektrisiert von der Nachricht, Jesus habe nicht nur Blinde sehen und Lahme gehen lassen. Er habe sogar Lazarus aus dem Grab heraus gerufen – obwohl der schon übel roch; er war schon vier Tage tot. Das weckt auch bei denen wieder Hoffnung, die ganz und gar resigniert sind. Wenn ein Toter aufwacht, wird dann womöglich auch unser niedergetretenes Königreich wieder aufstehen, und unser Volk erhoben zu Ehre und Macht?

Ohne Johannes würden wir – so wie die französische Gemeinde den „Dimanche des Rameaux“ begeht – auch einen „Ästesonntag“ oder einen „Zweigleinsonntag“ feiern, nicht „Palmsonntag“. Das ist das zweite besondere Detail bei Johannes. Nur für ihn ist es wichtig, dass die Frauen und Männer – und ganz gewiss auch ein paar begeisterte Kinder – Palmzweige abbrechen, um Jesus damit zuzuwinken. Denn Palmzweige gehören zu den vier Sorten von Ästen, die das Gottesvolk für den Bau der Laubhütten zum Fest der Ernte und Erlösung verwenden darf. Palmzweige sind ausserdem Attribute für einen König – das hat Israel von Ägypten gelernt: dem Pharao wird mit Palmzweigen Kühlung zugefächelt und Schatten gespendet.

*Hosanna!* Rufen sie ihm zu, während sie wild ihre Zweige schwenken: *Rette uns! Befreie uns!* Hol uns heraus aus der Zweideutigkeit in die eindeutige Klarheit. Hol uns heraus aus dem Sumpf und der Verderbnis der Stadt, aus diesem undurchsichtigen Geflecht von Interessen. Befreie uns aus den Fängen des Molochs, der uns am Leben hindert.

Wir kommen Dir entgegen, weil wir den Widersprüchen der Stadt entkommen wollen. Wir holen Dich auf dem freien Feld ab, wo wir weiter sehen als nur bis zur nächsten Ecke. Und wo der Himmel über uns offen steht. Und dann bringen wir Dich in Stadt hinein. Du sollst unser König sein – Du, der Du auf dem Eselchen reitest. Dich haben wir erwählt, Du sollst über uns das erste und letzte Wort behalten.

Was die Menge hier demonstriert, wird bei Pilatus ankommen. Er begreift es, ohne es zu begreifen, indem er die berühmte Inschrift anbringen lässt. Wenn Jesus auf seinen Befehl ans Kreuz genagelt wird, steht über ihm geschrieben: Jesus von Nazareth, der König der Juden.

Das ist natürlich ironisch gemeint. Für Pilatus und für die Menge ist die Kreuzigung der sichtbare Beweis, dass sich getäuscht hat, wer meinte, Jesus würde Befreiung bringen. Es war nur ein vermeintlicher König, denn er hat dem Imperium nicht gefährlich werden können. Er hat die Widersprüche der Stadt nicht aufzudecken und noch weniger aufzulösen vermocht. Er ist zwar spektakulär eingezogen, doch die Stadt, das System hat gewonnen. Es hat ihn zerrieben. Und ausgespien: auf dem Eselein ist er eingezogen, mit dem Kreuzesbalken auf den Schultern schleppt er sich wieder aus der Stadt hinaus, um auf dem Müllberg im Gewitter zu verenden.

Johannes weiss allerdings mehr als Pilatus, mehr als die Menge, mehr als die Jünger: Jesus wurde nicht hingerichtet, sondern „erhöht“. Er ist nicht gescheitert, sondern hat „es“, alles

vollbracht. Johannes berichtet von verschiedenen Besuchen von Jesus in der Stadt. Dieser letzte, der scheinbar so tragisch endet, ist die Vollendung alles dessen, was vorausging. Der begeisterte, gleichzeitig flehende Ruf „Hosanna!“ ist erhört. In seinem Tod und durch seine Auferstehung hat Jesus die Freiheit gebracht, nach der sie damals und wir heute uns sehnen. Das Kreuz ist nur vordergründig ein Scheitern. Johannes sieht es als Thronbesteigung: die Liebe hat gesiegt, sie hat triumphiert über den Tod und alles, was ihm dient.

Dadurch hat er nicht die Eindeutigkeit in die Stadt gebracht, die die Menge erhoffte. Er hat die Stadt nicht gesäubert. Er hat nicht ausgetrieben, was arm und schmutzig war, um das Edle und Gediegene auf Hochglanz zu polieren. Die Rettung, die er brachte, die Freiheit, in die er hineinführt, sind geheimnisvoller, tiefer. Weil er in die Stadt einzog, wird alles neu: die Armen sind nicht mehr die Gottverlassenen, sondern die, mit denen Gott selbst das Leben teilt. Die Schmerzen leiden, sind nicht mehr die Gestraften, sondern dürfen wissen, dass Gott selbst mit ihnen und neben ihnen leidet, bis in den Tod, bis in die Verzweiflung mit ihnen solidarisch bleibt. Die Mächtigen und Starken dagegen werden inne, wie bedürftig sie sind, und lernen zu teilen.

Das alles erkennt, wer mit den Augen des Glaubens hinschaut. Die Augen des Glaubens sehen den wunderbaren Weg: Der Heiland war in göttlicher Gestalt – und doch entschlug er sich der Hoheit und Gewalt. Hört, wie Georg Philipp Telemann das Motiv verarbeitet und vertieft – lasst euch musikalisch auf den Weg mitnehmen, auf dem Jesus auch in unsere Stadt einzieht und erhöht wird. Und wir sind frei.

*Palmsonntag, 24. März 2013, Benedict Schubert*

### **Johannes 19, 16-30**

*Da lieferte Pilatus ihnen Jesus zur Kreuzigung aus. Sie übernahmen nun Jesus. Er trug sein Kreuz selber und ging hinaus zu der sogenannten Schädelstätte, die auf Hebräisch Golgota heisst. Dort kreuzigten sie ihn und mit ihm zwei andere, auf jeder Seite einen, in der Mitte aber Jesus. Pilatus liess auch eine Tafel beschriften und sie oben am Kreuz anbringen. Darauf stand geschrieben: Jesus von Nazaret, der König der Juden.*

*Diese Inschrift nun lasen viele Juden, denn die Stelle, wo Jesus gekreuzigt wurde, lag nahe bei der Stadt. Sie war in hebräischer, lateinischer und griechischer Sprache verfasst. Da sagten die Hohen Priester der Juden zu Pilatus: Schreibe nicht: Der König der Juden, sondern dass er gesagt hat: Ich bin der König der Juden. Pilatus antwortete: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben.*

*Nachdem nun die Soldaten Jesus gekreuzigt hatten, nahmen sie seine Kleider und machten vier Teile daraus, für jeden Soldaten einen Teil, dazu das Untergewand. Das Untergewand aber war ohne Naht, von oben an am Stück gewoben. Da sagten sie zueinander: Wir wollen es nicht zerreißen, sondern darum lösen, wem es gehören soll. So sollte die Schrift in*

*Erfüllung gehen, die sagt: Sie haben meine Kleider unter sich verteilt, und über mein Gewand haben sie das Los geworfen. Das also taten die Soldaten.*

*Beim Kreuz Jesu aber standen seine Mutter und die Schwester seiner Mutter, Maria, die Frau des Klopas, und Maria von Magdala. Als nun Jesus die Mutter und den Jünger, den er liebte, neben ihr stehen sieht, sagt er zur Mutter: Frau, da ist dein Sohn. Dann sagt er zum Jünger: Da ist deine Mutter. Und von jener Stunde an nahm der Jünger sie zu sich. Danach spricht Jesus im Wissen, dass schon alles vollbracht ist: Mich dürstet! So sollte die Schrift an ihr Ziel kommen. Ein Gefäss voll Essig stand da, und so tränkten sie einen Schwamm mit Essig, steckten ihn auf ein Ysoprohr und führten ihn zu seinem Mund. Als Jesus nun den Essig genommen hatte, sprach er: Es ist vollbracht. Und er neigte das Haupt und verschied.*

Es ist vollbracht, liebe Schwestern und Brüder, es ist vollbracht!

Da ist etwas an sein Ziel gekommen, am Ende dieser Leidensgeschichte Jesu, am Ende der Grausamkeiten und der Erniedrigung. Da ist etwas geschehen – oder vielmehr nicht nur etwas ist geschehen, sondern die Wende der Zeiten ist eingetreten. Alles nimmt eine neue Richtung. Alles ist in ein neues Licht gestellt.

Es ist vollbracht – tetélestai auf Griechisch. Darin steckt das „telos“. Und dieses telos ist im antiken Stadion der Punkt, auf den die Läufer zurennen und an dem sie wenden, um wieder zurück, auf das Ziel zu zu laufen. Tetélestai also, die Wende der Zeiten hat sich ereignet. Die Umkehrung aller Werte. Alles nimmt eine neue Richtung. Alles ist in ein neues Licht gestellt. Es ist vollbracht.

Von Jesus, dem Mittelpunkt des Geschehens, von ihm erfahren wir bei Johannes fast nichts. Wenn der vierte Evangelist uns die Passions-Geschichte erzählt, dann will er unser Augenmerk nicht auf das Erleben, auf die Emotionen und das Leiden Jesu lenken. Kein verzweifelter Schrei – warum hast du mich verlassen. Kein persönliches Gespräch mit den Gekreuzigten links und rechts. Keine Anzeichen von Todesangst und unerträglichen Qualen. Nichts, was uns mit hinein nehmen würde in diese Geschichte, was ein Stimmung des Protests, eine Solidarität mit dem Gefolterten in uns hochsteigen liesse. „Es ist vollbracht. Und er neigte das Haupt und er verschied.“

Während wir für den Gekreuzigten so allenfalls Ehrfurcht empfinden, aber wohl keine Verbundenheit mit ihm – während im Gekreuzigten schon so viel Göttliches und Siegreiches erahnbar wird, ist um ihn herum gewiss noch genügend Menschliches, ja allzu Menschliches erkennbar.

Da möchte ich genauer hinsehen. Wer sind diejenigen um den Gekreuzigten herum, die Menschen unter dem Kreuz? Und was hat das, was da vollbracht wird, mit ihnen und dann auch mit uns zu tun?

Da ist zunächst Pilatus. Der Vertreter der Macht von römischer Seite im Disput mit den Hohen Priestern, den Mächtigen der Juden. Was die Machtelite jetzt verbindet ist die Ohnmacht. Die Juden sind aufgebracht: „Der König der Juden“ steht da auf dem Schild über Jesu

Kreuz. Wie sieht das denn aus? Was sollen denn die Leute denken, die das lesen? Und Pilatus lässt stehen, was er geschrieben hat – ein lächerlicher Akt des Widerspruchs, nachdem er im Grossen klein beigegeben hatte. Er musste schliesslich einen Aufstand verhindern, sich keine unnötigen Feinde machen. Ein politischer Schachzug. Vielleicht sogar gegen eigene Überzeugungen. Ein fauler Kompromis. So ohnmächtig ist der Mächtige. Ein Gefangener der Interessen, die er zu vertreten hat. Und jetzt schreibt er „Jesus von Nazareth, der König der Juden“. Irgendwie hat er ihn offenbar beeindruckt mit seinem Reich, nicht von dieser Welt. Ja, davon träumt es ihm auch. Sich eine Welt zu bauen nach ganz eigenen Regeln. Nicht immer taktieren müssen. Frei sein. Dieser Jesus war frei. Auch als Gefangener. In seiner Ohnmacht letztlich voller Macht – Macht, sich zu opfern für das, was zählt. Macht zu verändern und zu befreien. Macht Hoffnung zu stiften und Macht zu lieben.

„Es ist vollbracht“, sagt Jesus. Es ist vollbracht – auch für Pilatus? Ja, das ist das Wunderbare und Bewegende an diesem Karfreitags-Geschehen: Veränderung und Befreiung sind keine Utopien geblieben. Sie sind wirklicher und lebendiger als Tod und Unterdrückung. Es ist vollbracht – auf ewig ist da ein Verbündeter all jener, die nicht klein beigegeben wollen, sich mit dem eigenen Kuschen, den faulen Kompromissen nicht zufrieden geben. Es ist vollbracht, auch für die Pilatusse in unserer Welt.

Von Pilatus gehen wir weiter, weiter auf das Kreuz zu und treffen auf die Soldaten. Sie haben ihn verspottet, den Gefangenen. Mit Dornenkrone und Purpurgewand haben sie einen Jammerkönig aus ihm gemacht. Und sich selbst dabei ein ganz klein wenig erhaben gefühlt. An ihrem Gefangenen finden die Soldaten ein Ventil: Nach oben buckeln, nach unten treten; alle selbsterfahrenen Demütigungen weitergeben und dabei noch übersteigern. So tun es die kleinen Zahnräder im Mahlwerk jedes grausamen Regimes.

Die Soldaten wissen, was zu tun ist. Entkleidet, und so besonders gedemütigt, wird der Verurteilte ans Kreuz genagelt. Danach bleibt für die Soldaten nicht mehr viel zu tun. Sie nehmen die Kleider des Hingerichteten und verteilen sie unter sich. Das halten sie für ihr gutes Recht. Ums schöne Gewand wird gelost. Eine Lotterie unter dem Kreuz. Ein kleines bisschen eigene Entscheidung, ein kleines bisschen Macht in aller Ohnmacht. Sie tun ja nur ihre Pflicht. Und keine psychologische Betreuung weit und breit. Keiner, der ihnen sagt, wie sie damit leben sollen, mehrfache Mörder zu sein. Was erzählen sie am Abend zuhause auf die Frage, wie's bei der Arbeit war? Ihm könnte das ja alles egal sein, ihm, der da am Kreuz hängt.

Aber: „Es ist vollbracht“, sagt Jesus. Es ist vollbracht – auch für die Soldaten? Ja, das ist das Weltbewegende und Geheimnisvolle dieses Karfreitags: der Himmlische schlägt sich auf die Seite der kleinen Erdenwesen. Bis zur hinterletzten Demütigung. Niemand wird nur am eigenen Tun gemessen und gnadenlos verurteilt. Jeder ist ein Angesehener, jede ist es wert, dass er sich mit ihr verbündet. Sogar für jene, die seinen Tod mitverantworten, sogar für sie erringt er das Leben. Es ist vollbracht, auch für die Zahnräder in den Regimen unserer Welt.

Wir gehen von den Soldaten weg, weiter aufs Kreuz zu, und begegnen da, ganz nah beim Gekreuzigten, dem geliebten Jünger Johannes und Jesu Mutter, Maria. Nach den Fernsten

sind wir jetzt bei den Nächsten Jesu. Völlig ohnmächtig, entwurzelt, liebesentzogen stehen sie da. Alles ist ihnen genommen. Und dann: Da ist dein Sohn. Da ist deine Mutter. Als einziges in der Erzählung geschieht dies ohne Grund. Nicht, „damit die Schrift erfüllt werde“, wie es sonst immer heisst. Vielleicht war es nicht vorgesehen. Vielleicht wird selbst Gott überrascht davon, wozu die Liebe seines Sohnes fähig ist, in diesem Augenblick des Todes. Das wäre schön. Und seiner Liebe angemessen. Den Ohnmächtigen, den Liebesentzogenen tut sich eine neue Möglichkeit auf, neue Zuwendung, neue Wurzeln, ein neues Daheim.

„Es ist vollbracht“, sagt Jesus. Es ist vollbracht – auch für Johannes und Maria. Es ist vollbracht für alle, die unter einem Kreuz stehen, am Ende ihrer Hoffnungen und ihres Glaubens. Ja, für uns alle, die wir beim Blick in die Welt daran zu zweifeln beginnen, ob „es vollbracht“, oder ob nicht doch alles beim Alten geblieben ist. Wir sind einander anvertraut, dürfen miteinander Wurzeln schlagen in ihm, dürfen einander festhalten und es einander zusagen, dass die Wende der Zeiten eingetreten ist, dass alles eine neue Richtung nimmt, in ein neues Licht gestellt ist.

Liebe Gemeinde, es ist vollbracht. Das ist das weltbewegende Machtwort des Ohnmächtigen. Das weltbewegende Machtwort über all den Menschen, die sich unter seinem Kreuz sammeln. Die Welt ist noch nicht an ihr Ziel gekommen. Zu viele Kreuze werden noch errichtet, zu viele Leiden gibt es noch, zu viele Gequälte und Erniedrigte. Aber die Wende der Zeiten ist eingetreten. Alles nimmt eine neue Richtung. Sein Machtwort gilt den Ohnmächtigen und den Machtversessenen, den Verlorenen und den Untröstlichen, den Zaghafte und den Distanzierten. Wo Menschen wie sie, Menschen wie wir sich unter dem Kreuz versammeln, zu ihm aufblicken, da werden wir zu seiner Gemeinde. Zu einander Anvertrauten, in sein neues Licht Gestellten. Wahrhaftig, es ist vollbracht. Amen.

*Karfreitag, 29. März 2013, Andrea Meng*

### **Johannes 20, 11-18**

*Maria aber stand draussen vor dem Grab und weinte. Während sie nun weinte, beugte sie sich in das Grab hinein. Und sie sieht zwei Engel sitzen in weissen Gewändern, einen zu Häupten und einen zu Füßen, dort, wo der Leib Jesu gelegen hatte. Und sie sagen zu ihr: Frau, was weinst du? Sie sagt zu ihnen: Sie haben meinen Herrn weggenommen, und ich weiss nicht, wo sie ihn hingelegt haben. Das sagte sie und wandte sich um, und sie sieht Jesus dastehen, weiss aber nicht, dass es Jesus ist. Jesus sagt zu ihr: Frau, was weinst du? Wen suchst du? Da sie meint, es sei der Gärtner, sagt sie zu ihm: Herr, wenn du ihn weggetragen hast, sag mir, wo du ihn hingelegt hast, und ich will ihn holen. Jesus sagt zu ihr: Maria! Da wendet sie sich um und sagt auf Hebräisch zu ihm: Rabbuni! Das heisst «Meister». Jesus sagt zu ihr: Fass mich nicht an! Denn noch bin ich nicht hinaufgegangen zum Vater. Geh aber zu meinen Brüdern und sag ihnen: Ich gehe hinauf zu meinem Vater und zu eurem Vater, zu meinem Gott und zu eurem Gott. Maria aus Magdala geht und sagt zu den Jüngern: Ich habe den Herrn gesehen, und berichtet ihnen, was er ihr gesagt hat.*

Liebe Brüder und Schwestern. In der diesjährigen Passionszeit sind wir in den Sonntagsgottesdiensten den Schilderungen des Evangelisten Johannes gefolgt. Mehrfach sind wir dabei auf Gegensatzpaare aufmerksam geworden. Johannes spielt mit Kontrasten: Es gibt Nahes und Fernes, ein im Geschehen Sein und ein sich ausserhalb des Geschehens Befinden, ein Hinausgehen und ein Hineingehen. Und es gibt solche, die verstehen, und solche, die nichts verstehen.

Johannes möchte den Leser ins Verstehen hineinziehen. Er zeigt ihm auf, dass der Weg, den Jesus bis zum Tod am Kreuz geht, ein Weg der Erlösung, der Vollendung ist. Jesus ist der Messias. Er ist das Lamm Gottes, auf das der Täufer schon im ersten Kapitel des Evangeliums hinweist. Und wenn am Kreuz sich der Weg dieses Gotteslamms vollendet, wenn am Kreuz alles vollbracht ist (wir haben es in der Predigt von Andrea Meng am Karfreitag gehört) dann ist die Auferstehung, das Eintreten ins neue Leben der Erlösung, nur noch der letzte logische Schritt: Mit der Auferstehung ist unter die Vollendung am Kreuz das Siegel gesetzt worden! Jetzt stehen die Türen zum Paradies wieder offen. Jetzt ist Gott wieder ganz unter den Menschen. Grund zur Freude und zum Fest!

Die meisten verstehen das nicht, sagt Johannes, nicht einmal die Jünger. Dabei hätte es doch so viele Zeichen, so viele Hinweise auf dem ganzen Weg Jesu gegeben. Von der Hochzeit in Kana bis zur Erweckung des Lazarus – alles weist aufs festliche Kommen des neuen Lebens und des Gottesreiches in diesem fleischgewordenen Wort hin. Man müsste doch nur die Augen öffnen und die vielen Details bewusst wahrnehmen, man würde ganz automatisch verstehen, dass dieser Jesus der Christus, das fleischgewordene Wort ist. Es würde einem wie Schuppen von den Augen fallen.

Ein solches Detail, das uns auf diese göttliche Vollendung weist, findet sich auch im Osterbericht, den wir heute gelesen haben, vor allem im zweiten Teil der Osterschilderung: der Begegnung zwischen Maria von Magdala und Jesus. Auch hier muss man dieses Detail nur bemerken, und auch hier führt uns Johannes zwar subtil, aber unmissverständlich zum Verstehen.

Bewusst habe ich am Anfang unserer Lesungen die Schilderung der Grablegung dazu genommen, denn hier taucht dieses Detail schon auf: Es ist der Garten. Am Ort selbst, wo das Kreuz steht, befindet sich ein Garten, schreibt Johannes. Und in diesem Garten wiederum gibt es ein Grab, in dem noch nie jemand gelegt worden ist. Und dort wird Jesus bestattet. Wenn Johannes einen Garten erwähnt und nicht nur von irgendeinem Ort spricht, dann ist das natürlich kein Zufall. Zu kurz sind ja sonst die Schilderungen im Evangelium, als dass solche Details nicht ihre Bedeutung hätten. Der Garten des Kreuzes und der Auferstehung muss also ein besonderer Garten sein, ein Garten der symbolisch für einen anderen Garten dasteht. – Eigentlich kann es ja nur einen einzigen Ort, einen einzigen Garten geben, in dem noch nie jemand begraben worden ist, nämlich der Garten Eden, das verlorene Paradies, aus dem der Mensch vertrieben worden ist – und zwar bevor er, ausserhalb dieses Gartens, zum ersten Mal dem Tod ins Angesicht geblickt hat, bevor dieser Mensch, der Staub ist, wieder zum Staub zurückgekehrt ist. Der Garten Eden ist nämlich überhaupt kein Ort zum Sterben, kein Ort, wo das Leben nicht mehr ist. Im Gegenteil: In

diesem Garten bewegt sich auch Gott, der Leben ist; hier schreitet er mit dem Menschen durch den Garten; hier ist er nahe beim Menschen, greifbar, fassbar nahe. Hier ruft Gott dem Menschen zu: "Adam, wo bist Du?" – Und aus diesem Garten wird der Mensch vertrieben. Weil er nicht auf Gott hören wollte. Weil er selbst wissen wollte, selbst gross sein wollte, selbst leben wollte. Jetzt verwehren Cheruben, engelartige Wesen, dem Menschen den Zugang zu diesem Garten; sie bewachen mit feurigem Schwert den Baum des Lebens, oder wie es im griechischen Text der Paradiesgeschichte heisst, "das Holz des Lebens" (Gen. 3,24).

Und wieder ein Gegensatz, den nur derjenige versteht, der sich von Johannes ins Verstehen hineinnehmen lässt: Das Holz des Todes, das Holz des Kreuzes, steht mitten im Garten der Auferstehung. Und wenn der Gekreuzigte zum Passalamme wird, das die neue Befreiung bringt, wenn er "es am Kreuz vollbracht hat", dann wird genau dieses Kreuz zum Baum des Lebens, zu diesem Baum, der bis dahin streng bewacht wurde. Und wenn das Todesholz zum Lebensbaum wird, dann kann es doch gar nicht anders sein, als dass dieses Grab im Garten Eden nun leer steht. Darum kann es gar nicht anders sein, als dass die Binden des Todes abgelegt, sogar fein säuberlich zusammengerollt sind – das Alte ist ad acta gelegt, könnte man sagen. Hier, in diesem Garten des Lebens, gibt es den alten Tod, die alte Trennung zwischen Gott und dem Menschen nicht mehr – dank dem, der "es vollbracht hat".

Hierhin, in diesen Garten des Lebens, ist Christus uns also vorausgegangen. Hier hinein dürfen wir ihm folgen und staunend eintreten in dieses Land der Verheissung, des neuen Bundes zwischen Gott und dem Menschen. Denn auch das bedeutet der Garten: die Erfüllung der Verheissung des neuen Bundes zwischen Gott und dem Menschen. Auch daran denkt Johannes. So lesen wir es im bekannten 31. Kapitel des Jeremiabuches, kurz bevor Gott dem Volk Israel den neuen Bund verspricht: "Sie werden wie ein bewässerter Garten sein, und sie werden nicht mehr verschmachten" (Jer 31, 12). Verstehe, wer sich ins Verstehen hineinnehmen lässt.

Können wir im Glauben wirklich in diesen Garten folgen? Johannes zumindest lädt uns dazu ein. Denn er lässt gerade mehrere Personen in diesen Garten des Lebens eintreten. Zuerst Maria von Magdala, die voll Sorge entdeckt, dass der Stein vom Grab weggenommen wurde. Und später die beiden Jünger Petrus und Johannes, die regelrecht in diesen Garten hineinstürmen und das leere Grab entdecken. Der Jünger Johannes sieht und glaubt. Aber begreifen tut er nicht wirklich.

Das sind doch alles Bilder für den Glauben: Das besorgte Weitererzählen, das Hineinstürmen, das Sehen, das Glauben und doch nicht Begreifen. So sind wir immer wieder auf dem Glaubensweg. So dürfen wir sein.

Maria aber bleibt im Zentrum der Schilderung: Sie bleibt zurück im Garten. Aber auch sie begreift noch nicht, wo sie sich befindet – dass sie eigentlich jetzt schon im Garten des neuen Lebens ist – das übersteigt ihren Verstand. Die Logik des Todes, des Sieges der Mächtigen, des Zynismus der Unterdrückten bleibt für sie dominierend: Sie meint, der

Leichnam Jesu sei gestohlen worden. Sie bleibt zurück in ihrer Trauer. So wie auch wir vor lauter Traurigkeit und Verzweiflung manchmal gar nicht merken, wenn wir schon im Neuen, im Lebensvollen sind.

Aber da sind sie wieder, die Engel, die Boten Gottes – diesmal allerdings nicht als gewaltige Cherubim mit Feuerschwertern, sondern, man mag beinahe darüber schmunzeln, sie sitzen ganz friedlich am Kopf- und Fußende der Totenstatt. Sie sind keine Wachposten mehr, eher Empfangspersonal.

Und jetzt geschieht in diesem wundersamen Ostergarten gerade noch einmal etwas ganz Erstaunliches: So wie Gott Adam im Garten Eden sucht und ihn mit einer Frage anspricht („Adam – Mensch, Mann –, wo bist du?“), so sprechen nun die Engel Maria mit einer einfachen, aber tief am Gegenüber interessierten Frage an: „Frau (Eva eigentlich), warum weinst Du?“

Und auch hier geschieht noch nichts. Maria begreift immer noch nicht. Sie wiederholt einfach noch einmal, was sie den Jüngern schon in ihrer Verzweiflung gesagt hat, nämlich dass der Leichnam mit Sicherheit gestohlen worden sei.

Jetzt aber wendet sich Maria um. Und diese Umkehr führt sie zur eigentlichen, existenziellen Begegnung mit dem Auferstandenen. Jesus steht vor ihr und richtet noch einmal dieselbe Frage der Engel an sie: „Frau, warum weinst Du? Wen suchst Du?“ Doch Maria begreift immer noch nicht. Das direkte Fragen bringt sie nicht weiter. Weder das Fragen der Engel, noch das Fragen des Auferstandenen. – Wiederholte "Warum-Fragen" sind nicht immer hilfreich.

Der Schlüssel, der Maria das Eintreten in den Lebensgarten erlaubt, findet sich woanders. Maria sieht Jesus, meint aber es sei der Gärtner. Da ist der Schlüssel. Denn wenn hier vom Gärtner die Rede ist, so wird es uns natürlich jetzt nicht mehr erstaunen, dass auch das kein Zufall ist. Denn ist nicht das Werk Christi, sein Leben, sein Tod, seine Auferstehung mit dem zu vergleichen, was ein Gärtner im Garten tut? Er pflegt und bereitet den Erdboden, er sät, giesst und pflegt die Pflanzen und richtet sein ganzes Augenmerk darauf, dass die Pflanzen wachsen und Früchte tragen können. – Hier, an Maria, tut der Auferstandene nichts Anderes als Gärtnerarbeit. Er tut alles, damit ihr Glauben aufblühen kann. Und das geschieht dann auch – vom einen Moment auf den anderen. "Maria", sagt der Auferstandene zu ihr. Es reicht, dass er ihren Namen ausspricht. So wie Gott den Menschen bei seinem Namen ruft. Und jetzt fällt es ihr wie Schuppen von den Augen. Jetzt blüht sie auf in Freude, jetzt begreift sie und wird ergriffen vom Wunder dieses Neuen Lebens, das Gott uns verheißt. "Rabbuni", stammelt sie noch, "mein Meister" – mehr bringt sie im Moment nicht heraus.

Ist es nicht im übertragenen Sinne genau diese Gärtnerarbeit, die Christus an uns tut? Dass er durch seine Geschichte, durch sein Wirken den Boden unseres Herzens bearbeitet, ihn befreit von Wurzeln und Chaos, ihn bereitet, damit dieser Boden die Samenkörner des neuen Lebens in sich empfangen könne, damit der Glauben wachsen könne, Früchte tragen könne und damit wir nicht in den ewig alten Fragen steckenbleiben?

Maria begreift endlich, wo sie ist und wie ihr geschieht. Zu gern würde sie nun den Auferstandenen umarmen, ihm zu Füßen fallen, für immer in diesem Moment der Freude bleiben. Jesus aber sagt ihr: "Fass mich nicht an!" – Man könnte auch übersetzen: "Halt mich nicht fest!"

Ja, Du kannst die Momente des Begreifens und des Glaubens nicht festhalten. Du kannst nicht immer dort bleiben, wo Du im Innersten ergriffen worden bist.

Aber eines kannst Du: hinausgehen und davon erzählen. "Geh, und sag es meinen Brüdern und Schwestern!"

Und das sollen und können auch wir tun. Hinausgehen und erzählen. Vom Todesholz, das zum Lebensbaum wurde. Vom himmlischen Garten, der mitten in dieser Welt steht. Von den offenen Türen, vor denen die alten Wachen lächelnd sitzen. Vom Leben, das den Tod besiegt. Von Christus, der es vollbracht hat. Vom Auferstandenen, der uns bei unserem Namen ruft. Das können wir erzählen. Davon können wir singen. Dafür können wir danken. Auch wenn wir es nur bruchstückhaft verstehen. Möge Gott uns segnen, wenn wir dies tun. Amen.

*Ostern, 31. März 2013, Jürg Scheibler*